

Hans Holzinger

**Kultur des Genug –
Wie Ökologie und Lebensqualität zu einander finden**

„Der Mensch ist reich in Proportion zu den Dingen, die sein zu lassen er sich leisten kann.“ (Henry David Thoreau, geschrieben 1854)

„Es genügt nicht, die Pflege der Natur mit dem finanziellen Ertrag oder die Bewahrung der Umwelt mit dem Fortschritt in einem Mittelweg zu vereinen. In diesem Zusammenhang sind Mittelwege nur eine kleine Verzögerung des Zusammenbruches.“ (Papst Franziskus, 2015)

Auf die Frage, was ihn am Meisten überrasche, soll der Dalai Lama gesagt haben: „Der Mensch: Denn er opfert seine Gesundheit, um Geld zu machen. Dann opfert er sein Geld, um seine Gesundheit wieder zu erlangen. Dann ist er so ängstlich wegen der Zukunft, dass er die Gegenwart nicht genießt. Das Resultat ist, dass er nicht in der Gegenwart lebt. Er lebt, als würde er nie sterben, und dann stirbt er, und hat nie wirklich gelebt.“

Diese Aussage spitzt zu. Man kann einwenden, sie sei überzogen. In der Tat: Unser materieller Wohlstand hat uns zahlreiche Annehmlichkeiten beschert. Wir können uns Vieles leisten, was für unsere Eltern bzw. Großeltern undenkbar war. Und – was entscheidend ist – wir leben seit über 60 Jahren in Frieden. Die Bildungsmöglichkeiten haben sich ausgeweitet, es gibt kostenlose Krankenversorgung für alle, soziale Sicherungsnetze, die in Not- und Krisenlagen helfen.

All das betrachten wir heute als selbstverständlich.

Auch das Funktionieren unserer Demokratie. Bei aller berechtigten Kritik am politischen System: Viele Menschen in der Welt beneiden uns dafür; auch um unseren Wohlstand. Nach einem Ranking der Boston Consulting Group ist Österreich das viertreichste Land der Welt.¹ Wenn wir uns beklagen, dann in der Tat auf hohem Niveau. Damit sollen weder ein Maulkorb verpasst noch ein Kritikverbot ausgesprochen werden, sondern lediglich daran erinnert, dass es uns gut geht.

Doch die Welt läuft alles andere als rund. Ein paar Fakten genügen, dies zu illustrieren:

- Mehr als 54 Millionen Menschen sind 2016 auf den „Schlachtfeldern des Hungers“ gestorben, fast so viele wie in den sechs Jahren des Zweiten Weltkriegs (Ziegler 2017).
- 2016 verfügten die acht reichsten Milliardäre der Welt über mehr Vermögen, als die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung (Studie der britischen NGO Oxfam, zit. In Alt/Spiegel 2017)
- 25% der Weltbevölkerung leben in der nördlichen Hemisphäre. Sie verbrauchen über 70% der Energie, 60% der erzeugten Nahrung und 85% der Holzherzeugnisse (Nicoll 2016). Ulrich Brand und Markus Wissen sprechen von einer „imperialen Lebensweise“.
- Laut UNO leiden über 30 Länder an Wassermangel. Gesprochen wird von einer „Wasserblasenökonomie“. Unser Konsumstil (Wasserfußabdruck) trägt wesentlich dazu bei (Nair 2011).
- Weltweit sterben laut UN-Umweltagentur 12,6 Millionen Menschen pro Jahr an den Folgen von Umweltverschmutzung, das ist fast jeder vierte Todesfall (UNEP 2017)

Zur Ungleichverteilung des Reichtums, dem Fortdauern von Hunger und Not in der Welt sowie den ökologischen Verwüstungen kommt das Leid, das in der industrialisierten Landwirtschaft den Tieren angetan wird. Massentierhaltung ist Ausdruck einer Degradation von

Tieren zu Produktionsautomaten: „90% der Schweine in Deutschland kommen nicht vom idyllischen Bauernhof, sondern aus industriellen Mastfabriken. Ein schlachtreifes Schwein wiegt 120 kg. In diesem Zustand bleibt ihm in der Haltung weniger als 1 m² Platz“ (ARTE 2017). In Österreich beträgt die Mindestfläche pro Tier bis 20 kg Tiergewicht 0,20 m², bei über 110 kg sind es 1 m² (Tierhaltungsverordnung 2014). Diese Tiergefängnisse sind durch nichts zu rechtfertigen.

Zu bedenken geben sollten die negativen Begleiterscheinungen des Fortschritts in der westlichen Zivilisation. Hierfür ein Beispiel: Laut Weltgesundheitsorganisation sterben weltweit jährlich 1,25 Mio. Menschen im Straßenverkehr. Seit 1945 sind auf den Straßen weltweit über 110 Millionen Menschen umgekommen: doppelt so viele wie im Zweiten Weltkrieg (Ökonews, o.J.).

Hoch ist offensichtlich auch der Preis unseres Leistungsdenkens: In Österreich gab es laut Pensionsversicherungsanstalt (2012) 3,4 Mio. Krankenstandstage aufgrund psychischer Erkrankungen; 1999 waren es „erst“ 1,4 Mio. (Kummer 2014). In Deutschland hat sich die verschriebene Tagesmenge an Antidepressiva seit dem Jahr 2000 verdreifacht, so der Psychotherapeut Wolfgang Schmidbauer (2017), der aufgrund zunehmenden Leistungsdrucks und steigender Reizüberflutung vom „Raubbau an der Seele“ spricht.

Dem Seelenmüll der modernen Konsumgesellschaft entspricht der stoffliche Müll, den die sich global ausbreitende Warenakkumulation hervorruft: An die 50 Mio. Tonnen Elektroschrott fallen mittlerweile jährlich an; ein großer davon Teil wird illegal in Länder des Südens verschifft, etwa nach Ghana, wo Kinder unter hohen Gesundheitsbelastungen wertvolle Teile, vor allem Metalle, aus den Geräten holen (UNEP 2015, Südwind, o.J.). Die Menge an Kunststoff, die bisher in der Welt produziert wurde, reicht aus, den Globus acht Mal mit einer Plastikfolie zu überziehen. Wo der Abfall nicht fachgerecht entsorgt wird, gelangt dieser über die Flüsse in die Meere. 150 Mio. Tonnen Plastik haben sich mittlerweile in den Meeren angesammelt, 8 Mio. Tonnen kommen jährlich dazu, so die Warnungen der UN-Umweltbehörde (UNEP 2017).

Die größte Ressourcenverschwendung stellen die Weltrüstungsausgaben dar, die nach einem gewissen Rückgang nach dem Ende des Kalten Krieges seit den 2000er-Jahren wieder stark anstiegen. 1,6 Billionen Dollar wurden 2016 weltweit für militärische Zwecke ausgegeben. Rüstungsverkäufe sind neben Drogen eines der lukrativsten Geschäfte. Der größte Rüstungsexporteur sind die USA, gefolgt von der EU und Russland. Doch auch asiatische Länder holen auf. Laut internationalen Sicherheitsstudien (SIPRI 2017) steigt auch die Gefahr militärischer Konfrontationen.

Planetarisches Bewusstsein, Weltethik und struktureller Wandel

Vieles in der Welt läuft schief. Der Dalai Lama fordert im Gespräch mit dem Umweltjournalisten Franz Alt eindringlich, dass dem „Jahrhundert der Gewalt“ nun im 21. Jahrhundert ein „Jahrhundert des Dialogs“ folgen müsse (Alt/Lama 2015). Hierfür sei ein planetares Bewusstsein notwendig. Mehr noch als Religionen bedürfe es einer globalen Ethik, von der bereits Hans Küng gesprochen hatte. Papst beschreibt in seiner aufrüttelnden und viel beachteten Enzyklika *Laudato si'* (2015) nicht nur die zerstörerischen ökologischen Wirkungen des sich globalisierenden Konsumdenkens, sondern auch deren strukturelle Ursachen in der Wachstums- und Kapitalakkumulationsdynamik. Und er verweist auf die kulturellen und ethischen Schattenseiten. Neue Technologien würden nur zur Lösung von Detailproblemen beitragen. Viel wichtiger wäre es, sich vom Wachstumsdenken zu lösen,

das Gemeinwohlprinzip als wesentliche Basis unseres Wirtschaftssystems anzuerkennen, diese darauf auszurichten und die globale Gerechtigkeit nicht nur verbal anzuerkennen, sondern die untragbaren Differenzen zwischen Nord und Süd, zwischen Arm und Reich auch innerhalb einzelner Gesellschaften abzuschaffen, so Papst Franziskus. Aufhorchen ließ eine Stellungnahme des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, der vor Kurzem vor einer „Renaissance des Marxismus“ warnte, falls es nicht gelingt, weltweit eine soziale Marktwirtschaft umzusetzen (Marx 2017).

Die entscheidende Frage lautet: Wie kommt es zum geforderten Wandel, und was können wir als Einzelne dazu beitragen?

Die Transformationsforschung stellt sich der Aufgabe, Gelingensfaktoren und Barrieren der Veränderung von nicht nachhaltigen Konsumgesellschaften hin zu nachhaltigen Gesellschaften zu identifizieren. Dabei gibt es unterschiedliche Ansätze (Holzinger 2013). Während die einen davon ausgehen, dass Menschen und Gesellschaften nur aus erlittenem Schaden lernen, hoffen andere auf die Fähigkeit vorausschauenden, Gefahren antizipierenden Lernens. Sie setzen auf Bewusstseinsbildung, Vorbilder und Pioniere des Wandels (WBGU 2001) sowie die Einübung neuer Öko-Routinen (Kopatz 2016) und eine „Politik der Suffizienz“ (Schneidewind/Zahrndt 2013).

Ich plädiere für einen Mehrebenen-Ansatz.

In der Tat ist die Bereitschaft zur Veränderung am Größten, wenn wir persönlich Schaden erlitten haben (Lernen aus Versuch und Irrtum) bzw. wenn wir befürchteten Schaden abwenden wollen. Die geschilderten planetarischen Herausforderungen sind jedoch so komplex, dass wir uns darauf nicht verlassen können. Der Schaden trifft zum Einen oft Menschen, die weit weg von uns leben, seien es ausbeuterische Arbeitsbedingungen, unter denen unsere Konsumprodukte hergestellt werden, oder ökologische Zerstörungen durch Rohstoffabbau und landwirtschaftliche Monokulturen, ebenfalls weit weg von uns.

Selbst der Klimawandel, der auch bei uns spürbar ist, trifft Menschen in ärmeren Ländern bedeutend stärker, weil es in heißen, trockenen Regionen noch heißer und regenärmer wird, bzw. die Hurrikan-Zonen insbesondere in den ärmeren Gebieten liegen, oder das Abschmelzen der Gletscher vor allem jene trifft, die auf die Trinkwasserzufuhr großer Flüsse im Himalaya oder den Anden angewiesen sind. Bei uns „leidet“ höchstens der Wintertourismus. Und natürlich können sich ärmere Länder weniger Klimaanpassungsmaßnahmen leisten. Ihre Verwundbarkeit ist also eine doppelte. Dazu kommt das Zeitdilemma. Ökologische Verwerfungen treffen häufig erst die Generationen nach uns. Nachhaltigkeit hat eine intra- intergenerelle Dimension.

Wir brauchen daher antizipierendes Lernen. Dies erfordert Wissen über die komplexen Zusammenhänge ökologischer und ökonomischer Systeme. Es erfordert neben der Ethik gegenüber unseren Nächsten auch eine Ethik gegenüber den Fernsten, also eine planetarische Ethik: Empathie nicht nur gegenüber den Mitmenschen im Nahfeld, sondern gegenüber allen Menschen, ja gegenüber allen Lebewesen auf der Erde. Wir brauchen mehr Wissen – Nachhaltigkeitsbildung vom Kindergarten bis zur Universität. Und wir brauchen mehr Ethik, also Werte der Kooperation, Empathie und Achtsamkeit statt „Werte“ der Konkurrenz und des Egoismus. Gefordert sind die Familien, Bildungseinrichtungen, Kirchen, aber auch Medien und Personen, die breite Öffentlichkeiten erreichen, ob aus der Kunst, dem Sport, den Wissenschaften oder der Politik.

Die Ausbildung von inneren Werten („Wollen“, intrinsische Motivation) hängt eng zusammen mit den dominierenden Wertvorstellungen in Gesellschaften („Sollen“). Ein Beispiel: Wenn

das Auto als „normales“ Verkehrsmittel für allen Wege angesehen wird, ist es schwer, Menschen für Alternativen zu gewinnen. Ist es jedoch verpönt, mit dem Auto in der Stadt herumzufahren (wie etwa in der Schweiz), steigt die Wahrscheinlichkeit, dass mehr Menschen davon Abstand nehmen. Es geht um die Frage, was als „normal“ gilt bzw. um die Entwicklung neuer „Normalitäten“ sowie „Routinen“. Selbstverständlich helfen dabei Anreize. Wenn es in den Städten weniger Parkraum gibt oder dieser teuer ist, zudem attraktive Radwege und öffentliche Verkehrsmittel vorhanden sind, fällt der „Umstieg“ leichter. Auch finanzielle Anreize wie kostengünstige ÖV-Tickets sowie Service-Leistungen, etwa Handy-Apps oder Kombitickets, befördern Verhaltensänderungen.

Dies führt in den Bereich der Politik. Um dem kurzzeitigen Dilemma zu entgehen („wenn ich aufs Auto verzichte, hat mein Nachbar mehr Platz fürs Autofahren“) brauchen wir letzten Endes auch Gebote und Verbote. Beim Beispiel Auto wären das Park- und Fahrverbote, Abgas- und Treibstoffverbrauchsgrenzwerte oder Geschwindigkeitsbegrenzungen.²

Die Ebene des „Müssen“ wird in einer liberalen Gesellschaft nicht gerne gesehen. Während etwa Regeln zum Schutz des Privateigentums oder solche zur Regelung des Verkehrs als selbstverständlich akzeptiert werden, gelten im Bereich für Ökologie und globale Standards für Konzerne noch immer die „Gesetze“ der Freiwilligkeit und die Appelle an den Bewusstseinswandel. Einen bewussten, nachhaltigen Lebensstil sowie Unternehmensverantwortung zu fordern ist sinnvoll, reicht aber nicht.

Möglichkeiten und Grenzen eines nachhaltigen Lebensstils

Angesichts der Größe der geschilderten Herausforderungen sind unsere persönlichen Handlungsmöglichkeiten begrenzt; das ist die schlechte Nachricht. Aber sie sind gegeben und bislang bei Weitem nicht ausgereizt; so die gute Nachricht. Wie wir gesehen haben, werden neue politische Rahmenbedingungen entscheidend sein für die Transformation. Gefordert wird etwa ein Nachhaltigkeits-TÜV für alle neuen Gesetzesvorhaben (Grunwald 2012). Vorbilder sind wichtig. Genügend Wirkung erzielen wir aber erst, wenn sich alle ändern (müssen)! Dafür braucht es neue politische Rahmenbedingungen, etwa die Besteuerung des Ressourcenverbrauchs und des CO₂-Ausstoßes, Auflagen für die Reparaturfreundlichkeit von Geräten, das Verbot von Massentierhaltung und Pestizideinsatz, die Verteuerung des Autofahrens und des Fliegens.

Nötig sind Maßnahmen wie Arbeitszeitverkürzungen, um den Rückgang der Erwerbsarbeit zu kompensieren. Überdies brauchen wir ein faires Steuersystem, das die Finanzierung von Sozialsystemen auch ohne Wachstumsdruck ermöglicht. Und wir brauchen internationale Regeln für Konzerne, welche die Einhaltung von sozialen und ökonomischen Mindeststandards und Steuergerechtigkeit garantieren, sowie Welthandelsverträge, die den Ländern des Südens zu Gute kommen, nicht – wie derzeit – v.a den reichen Staaten (Felber 2017).

Ein verantwortungsvoller Lebensstil bezieht sich nicht nur auf das persönliche Konsum- und Kaufverhalten, sondern auch auf das Einfordern der Verantwortung anderer. Aussagen wie „Jeder muss bei sich selbst anfangen“ oder „Walk your Talk“ sind nicht falsch. Sie greifen aber zu kurz, wenn man dabei stehen bleibt. Die Verantwortung anderer einzufordern bedeutet, mein Umfeld, die Familie, Freunde oder Arbeitskolleg/innen mit Themen wie Nachhaltigkeit und Weltverantwortung zu konfrontieren. Es bedeutet insbesondere, politische Änderungen einzufordern – über Leserbriefe, die Mitarbeit in Gruppen, die sich Themen einer nachhaltigen Entwicklung widmen, über finanzielle Unterstützung von Umwelt- oder Menschenrechtsinitiativen oder das Engagement in einer politischen Partei, die diese

Anliegen unterstützt.

Auch Kirchen haben hier Verantwortung zu übernehmen. „Wenn wir nicht bereit sind, einen angemessenen Preis für Produkte zu zahlen, wer zahlt ihn dann?“, fragt Hemma Opis-Pieber in der Broschüre „Verantwortung leben: Kirche kauft fair“ der Katholischen Frauenbewegung (KFB 2015). Vorgestellt werden darin Möglichkeiten, wie kirchliche Organisationen ein faires Beschaffungswesen umsetzen können.

Kommen wir nun zu den persönlichen Handlungsmöglichkeiten. Was macht einen ressourcenleichten, nachhaltigen Lebensstil aus? Die Kernpoints beziehen sich auf vier Bereiche: Wohnen, Mobilität, Ernährung und Güterkonsum. Diese vier Bereiche machen im Wesentlichen unseren ökologischen Fußabdruck aus.³

Hoffungsraum 1: Ökologisches Wohnen in guter Nachbarschaft

Wohnen ist ein menschliches Grundbedürfnis. Ein Dach über dem Kopf zu haben ist so elementar, wie genug zu essen zu haben. Die eigene Wohnung bietet Schutz, sie ist ein Rückzugsort, der Ort der Familie, der Ort, an den man Gäste einlädt. Obdachlosigkeit entwurzelt Menschen und beraubt sie ihrer Würde. Die Wohnung ist Ausdruck der Individualität der Bewohner/innen. Wie wohnen geregelt wird, ist essentiell in jeder Gesellschaft.

Drei Trends sind für Österreich auszumachen: Der Wohnraum pro Kopf ist in Österreich in den letzten Jahrzehnten permanent gestiegen und beträgt im Durchschnitt bereits über 40 m², auch wenn Durchschnittswerte nichts über den tatsächlich verfügbaren Wohnraum aussagen (Holzinger, 2015). Zudem ist eine stete Zunahme der Ein-Personen-Haushalte zu verzeichnen – der Anstieg zwischen 1990 und 2013 betrug 67%. Die Gründe dafür liegen in geänderten Lebensansprüchen bzw. in erzwungenem Alleinsein, besonders bei älteren Menschen.⁴

Etwa die Hälfte der Menschen in Österreich wohnt in Eigentum, die andere Hälfte in Miete. Etwa ein Drittel verfügt über ein eigenes Haus.⁵ Im Durchschnitt macht der Aufwand für Wohnen etwa 25% des Haushaltseinkommens aus, aber auch hier gibt es große Unterschiede: Während das unterste Einkommensviertel in Österreich die Hälfte des Haushaltseinkommens für Miete berappen muss, sind das bei den mittleren Einkommensviertel nur 30 bzw. 25%. Das oberste Einkommensviertel kommt auf 20% (Jahoder-Bauer-Institut, o. J.). Insgesamt sind die Mietkosten von 2004 bis 2015 um 35% gestiegen.⁶

Bei Eigentumswohnungen ist die Belastung bei Anschaffung hoch; sie sinkt bei entsprechenden Eigenmitteln und ist äußerst gering, wenn man eine Immobilie erbt (Resch 2016 JBZ-Arbeitspapier).

Worauf ist bei ökologischem Wohnen zu achten?

Thermische Sanierung:

Nur in Wohnräume ziehen, die wärmegeämmte Fassaden haben und nicht mehr mit Öl heizen. Das Problem: Nicht jeder kann sich seine Mietwohnung aussuchen und Vermieter sanieren die Objekte nicht immer. Derzeit sind in Österreich 80% der Gebäude nicht thermisch saniert, die Sanierungsrate ist mit 1% sehr niedrig. Einfamilienhäuser sind ebenfalls nicht zur Gänze thermisch saniert, bei Eigentumswohnungen ist für die Sanierung ein Gemeinschaftsbeschluss aller Eigentümer nötig. Abhilfe können Contracting-Modelle schaffen, die die Kosten der Sanierung vorstrecken und über die sinkenden Betriebskosten

finanziert werden. Beim Neubau sind in der Regel thermische Mindeststandards vorgeschrieben.

Erneuerbare Energie:

Wohnungen sollen zukünftig ausschließlich mit erneuerbarer Energie (aus Fernwärme, Photovoltaik, Biomasse, Erdwärme) versorgt werden. Die dezentrale Energieerzeugung durch Gebäude als Energielieferanten muss zum Standard werden („Gebäude als Kraftwerke“, die mehr Energie erzeugen, als sie verbrauchen). Das Problem hier: Der Gebäudebestand erneuert sich nur langsam (1% Neubaurate in Österreich) und bei Neubauten sind Nullenergiehäuser noch lange nicht Standard, es gibt aber Pionierprojekte. Wirkliche Energiesparhäuser sind „Mobilitätssparhäuser“. Bei der Wahl der Wohnung soll die Erreichbarkeit mit dem öffentlichen Verkehr sowie die Qualität der Nahversorgung eine wichtige Rolle spielen.

Wohnen im Verbund:

Der dritte Aspekt bezieht sich auf die Wohndichte. Jeder hätte gerne ein Häuschen im Grünen, doch dafür reicht der Platz nicht. Wohnen im Verbund durch verdichtete Bauweise ist aus Nachhaltigkeitssicht Einfamilienhäusern vorzuziehen. Letztere weisen einen großen Flächenbedarf auf und führen zugleich zur Zersiedelung. Der Wunsch nach einem eigenen Haus kann nur mehr in ländlichen Gebieten erfüllt werden. Eine Raumordnung der kurzen Wege ist jedoch nur in urbanen Siedlungsstrukturen mit einer Mindestwohndichte möglich. Attraktive Städte mit viel Natur und wenig Autos sind daher ein zentrales Gebot nachhaltigen Wohnens. Aufgrund veränderter Familienstrukturen, weiter offen werdender Lebensentwürfe sowie aus dem Wunsch, dem zunehmenden „Single-Wohnen“ zu entgehen, können Gemeinschaftswohnprojekte in Zukunft an Bedeutung gewinnen. Die Ansätze reichen von Ökodörfern und urbanen Wohngenossenschaften über Mehr-Generationen-Wohnanlagen bis hin zu Seniorenwohngemeinschaften. Individualität und Rückzugsmöglichkeiten werden dabei verbunden mit wohldosierter Gemeinschaft.⁷

Hoffnungsraum 2:

Mobilität losgelöst vom eigenen Auto – Rückkehr zur Verortung

„Mobilität ist kein Grundbedürfnis, sondern Ausdruck eines Mangels vor Ort“, so der Verkehrsplaner Hermann Knoflacher (2013). Dennoch ist Mobilität Kennzeichen aller modernen Wohlstandsgesellschaften. Nicht die Anzahl der Wege ist stark gestiegen (wir fahren nach wie vor täglich zur Arbeit, am Wochenende einkaufen, ins Kino, zu Verwandten oder Freunden), sondern das Ausmaß der Distanzen, die wir zurücklegen. So hat sich unsere Mobilität innerhalb eines Jahrhunderts ver Hundertfacht, so der Zukunftsforscher Rolf Kreibich.⁸ Die Wege zur Arbeit wurden länger, ebenfalls die Wege, die wir für Freizeit Zwecke zurücklegen. Mobilität hieße dabei vor allem Automobilität.

Die Zahl der angemeldeten PKW hat sich in Österreich seit 1970 verzehnfacht – von 400.000 auf über 4 Millionen (VCÖ 2017a). Heute sind zwei Autos pro Haushalt die Normalität und drei oder vier Autos keine Seltenheit, wenn der Nachwuchs die Führerscheinreife erlangt hat.

Die Folgen sind bekannt: Der Autoverkehr trägt nicht nur wesentlich zum Klimawandel bei, er zerstört auch die Lebensqualität in den Städten: Durch permanenten Straßenlärm, die Dezimierung der öffentlichen Räume sowie durch gesundheitliche Beeinträchtigungen – bei uns vor allem durch Feinstaubbelastung.

Wie könnte eine nachhaltige Mobilität aussehen?

Mobil ohne eigenes Auto:

Als Erstes geht es um eine drastische Reduzierung des Autoverkehrs. Dieser verzeichnet zusammen mit den LKW-Lawinen noch immer Zuwachsraten und ist in Österreich der einzige Bereich, in dem der CO₂-Ausstoß weiter zunimmt. Das Aufkommen des PKW-Verkehrs übersteigt die Nutzung des öffentlichen Verkehrs um das über Zweieinhalbfache (VCÖ 2017a). 60% des Personenverkehrs entfallen laut einer Verkehrserhebung aus dem Jahr 2014 auf den Privat-PKW, gefolgt vom öffentlichen Verkehr mit 17% und dem Zu-Fuß-Gehen mit 15%. Der Radanteil betrug zum Zeitpunkt der Erhebung nur 7% (Klimabündnis, o. J.).

Es gibt jedoch einen Gegentrend in „Vorreiter-Städten“: Während der Anteil der Autos am Mobilitätsmix in den meisten Städten noch immer bei 40-50% liegt und über 40% der Autofahrten kürzer als 5 km sind, hat etwa in Kopenhagen oder Amsterdam der Radverkehrsanteil mittlerweile jenen des Autos überholt (VCÖ 2017a). Andere Städte – wie Paris oder Warschau – haben einen hohen Anteil am öffentlichen Verkehr. Alltagswege möglichst ohne (eigenes) Auto hinzukriegen erfordert auch Mobilitätsplanung und intelligente Angebote, hängt aber auch mit einem veränderten Bewusstsein zusammen. Jeder kann hier Vorreiter werden. Bücher wie „Ohne Auto mobil“ „Volk ohne Wagen“ zeigen auf, wie eine andere Mobilität denk- und lebbar werden kann.⁹ Selbst der Transport von Gütern kann in den Städten radikal verändert werden, etwa durch Lastenräder. In Kopenhagen soll jeder vierte Haushalt ein solches besitzen. In manchen Städten gibt es bereits Lastenräder mit Elektroantrieb zum Verleihen.

E-Mobilität als Zukunftsweg/neue Mobilitätslösungen:

Neue Antriebe, insbesondere E-Autos, können Teil der Lösung des Klimaproblems sein (und auch zur Reduzierung der Lärmbelastung beitragen). Insgesamt muss der Autoverkehr jedoch reduziert werden. E-Autos verbrauchen ebenfalls Ressourcen und beanspruchen in den Städten knappe Flächen. Als innovative Lösungen gelten Carsharing-Modelle (man wird Teilhaber eines Gemeinschaftsautos, in der Regel abgewickelt über einen Verein) sowie integrierte Mobilitätslösungen, in denen ÖV-Angebote, Leihräder und Leihautos ineinandergreifen.¹⁰ Der Besitz eines eigenen Autos wird in beiden Fällen überflüssig. In autoarmen bzw. autofreien Wohnanlagen, die es mittlerweile in zahlreichen europäischen Städten gibt, werden ebenfalls Gemeinschaftsautos angeschafft, teilweise ist eine ÖV-Jahreskarte in der Wohnungsmiete enthalten (Autofreies Wohnen, o. J.). Das Auto galt als Symbol des aufkommenden Massenwohlstandes ab den 1950er-Jahren. Mit den zunehmenden Staus nimmt seine Attraktivität zumindest in urbanen Räumen ab. Der Zenit urbaner Automobilität ist überschritten. Das wissen auch die Autohersteller, die nach neuen Mobilitätslösungen suchen.

Flugverkehr beschränken:

Urlaubswünsche und Urlaubsroutinen spielen im Kontext Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle. Der Tourismus zählt weltweit zu den am Stärksten wachsenden Branchen. Die steigende Kaufkraft einer weltweit wachsenden Mittelschicht ist der Hauptgrund hierfür.

Was für die Aufspreizung der Alltagswege gilt, trifft noch mehr auf die Urlaubswege zu. Fernreisen boomen. Die Reiseziele werden entfernter, während die Aufenthaltsdauer am Urlaubsort sinkt. Beides ist ökologisch kontraproduktiv. Neben der Wiederentdeckung der Nähe (Urlaub in der Region), der Entdeckung von Kultur- und Städtereisen, die angenehm mit dem Zug absolviert werden können, geht es aus Umweltschutzgründen darum, Fernreisen nur sehr dosiert in Anspruch zu nehmen, da Fliegen äußerst umweltschädlich ist. So

verursacht man mit einem Flug nach Malaysia etwa 6 Tonnen CO₂, was dem Dreifachen des jedem Menschen zustehenden Jahres-CO₂-Budgets entspricht und dem Dreifachen des CO₂-Ausstoßes von 12.000 Autokilometern (Atmosfair, o. J.). Es mag hart erscheinen: Eine nachhaltige Lebensweise verträgt sich nicht mit den globalen Güter- und Reiseströmen.

Resümee

Die Autoindustrie zählt zu den Leitbranchen der Industrialisierung im 20. Jahrhundert. Schätzungen gehen davon aus, dass aktuell jeder sechste Arbeitsplatz direkt oder indirekt mit der Automobilität zusammenhängt, auch wenn der Automobilsektor hinsichtlich Umsätzen und Gewinn von anderen Branchen wie dem IT- oder Unterhaltungssektor überholt wurde. Er spielt in wirtschaftlichen Überlegungen nach wie vor eine große Rolle, wie etwa die Abwrackprämie nach dem Konsumeinbruch im Zuge der Finanzkrise 2008 gezeigt hat. Arbeitsplätze dürfen jedoch kein Argument sein, an alten, nicht nachhaltigen Lösungen festzuhalten. Strukturwandel hat es immer gegeben. Das Gewerbe der Kutscher ist mit dem Aufkommen der Eisenbahn und der ersten Automobile ebenso (fast) ausgestorben wie jenes der Hufschmiede. Neue Mobilitätslösungen erfordern Investitionen in neue Infrastrukturen. E-Mobilität wird neue Arbeitsplätze schaffen, aber – was nicht gesehen wird – auch welche vernichten. Für Deutschland schätzt man einen Nettoverlust von 600.000 Jobs, da E-Motoren bedeutend einfacher zu bauen und zu warten sind als Verbrennungsmotoren (ARD 2017). Andererseits gehen mit der Mobilitätswende die Kosten für Ölimporte drastisch zurück. 80% des Erdöls in Österreich wird im Bereich Verkehr verbraucht, 91% des Rohöls muss importiert werden. Österreichs Öl-Importe für den Verkehr kosten jährlich 3,3 Mrd. Euro (VCÖ 2017b).

Hoffungsraum 3: Lebensmittel guter Qualität für alle

Ernährung ist jener Bereich, der uns wohl am Meisten interessiert, da Nahrung nicht nur mit Genuss und Sättigung verbunden wird, sondern auch mit unserer Gesundheit.

Ernährungsfibeln und Kochbücher füllen die Sortimente der Buchhandlungen, Ernährungstipps die Seiten von Lifestyle- und Gesundheitsmagazinen.

Am Bereich Ernährung zeigen sich die Widersprüche und Ambivalenzen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems am Deutlichsten. Noch immer gehen 800 Millionen Menschen hungrig ins Bett. Zugleich wird die Zahl der Dickleibigen in den Wohlstandsgesellschaften auf mittlerweile eine Milliarde geschätzt. Niemand müsste hungern, sagt die Welternährungsorganisation, wenn die entsprechenden Ressourcen zur Verfügung gestellt werden – ein Bruchteil dessen, was für Rüstung und Militär ausgegeben wird. Und niemand würde an Dickleibigkeit oder anderen ernährungsbedingten Krankheiten leiden, wenn wir den vorgefertigten, überzuckerten oder übersalzten Lebensmittel den Rücken kehrten, sagen Kritiker unseres Ernährungssystems.

Ökologische Schäden, die unser industrialisierter Ernährungsstil verursacht, werden unterschätzt. Für Tierhaltung wird ein Drittel der Landoberfläche verbraucht, durch Futtermittelanbau und Weidenflächen Land belegt, das nicht für den Anbau pflanzlicher Lebensmittel zur Verfügung steht. Als besonders problematisch erweisen sich Futtermittelimporte aus Schwellen- und Entwicklungsländern. Sie lassen die Weltmarktpreise ansteigen und verstärken die globale Hungerproblematik. Derzeit werden 85% des Sojas und 50% des Getreides weltweit an Tiere verfüttert – eine Praktik, die angesichts der 800 Millionen hungernden Menschen nicht vertretbar ist.¹¹ Auch wenn Österreich eine eher kleinstrukturierte Landwirtschaft aufweist, werden für die Massentierhaltung Futtermittel importiert. Ein Fünftel mehr Ackerfläche wäre nötig, müsste dieses in Österreich angebaut werden, so das „Welthaus Graz“, eine Nord-Süd-NGO.

Was sind Eckpunkte einer nachhaltigen Ernährungsweise?

Regionale Produkte:

In der Bevorzugung regionaler Produkte gegenüber der Bedienung aus der „globalen Speisekammer“ liegt ein erster wichtiger Schritt. Man stärkt die regionale Landwirtschaft und verringert die Transportwege. „Wenn statt importierter Waren 30% mehr bäuerliche Produkte aus Österreich gekauft werden, steigt das BIP jährlich um rund 3,2 Milliarden Euro an und gleichzeitig werden dadurch 30.000 Arbeitsplätze geschaffen“, so eine Studie der Johannes-Kepler-Universität Linz im Auftrag der Österreichischen Hagelversicherung (2016).

Doch „regional“ ist nicht genug bzw. kann auch täuschen: Regional-Gütesiegel sagen nichts über die Qualität der Lebensmittel, die Art ihrer Herstellung sowie die Art der Landwirtschaft, aus der sie stammen, aus. So kann Fleisch aus „regionaler“ Produktion aus Massenbetrieben mit unethischer Tierhaltung und umfangreichen Hormonzugaben stammen, wie der Ökojournalist Thomas Weber aufzeigt (2016). Das AMA-Gütesiegel beispielsweise bedeutet nur, dass die Lebensmittel aus Österreich stammen und hier verarbeitet wurden. Nur das AMA-Biogütesiegel gewährleistet, dass es sich um ein Bioprodukt handelt. Man muss auch das Kleingedruckte lesen.

Lebensmittelmärkte gehen vermehrt dazu über, die genaue Herkunft ihrer Produkte anzugeben. Bei Eiern ist nicht nur die Art der Hühnerhaltung (Bodenhaltung, Freilandhaltung, Biohaltung) sowie das Herkunftsland, sondern mittels Code auch der Herkunftsbetrieb gekennzeichnet. Käfighaltung ist in Österreich seit 2009 verboten. Seit der BSE-Krise müssen Schlachttiere EU-weit mittels Marke gekennzeichnet werden, sodass Fleisch jederzeit bis zu seinem Herkunftsbetrieb zurückverfolgt werden kann. Eine Datenbank verzeichnet alle in Österreich gehaltenen Schlachttiere.¹²

Bio-Produkte als beste Wahl:

Der Königsweg liegt mit Sicherheit in der Wahl von Produkten aus biologischem Anbau. Dieser schont die Böden, es werden kein Kunstdünger und keine Pestizide eingesetzt. Die Lebensmittel zeichnen sich durch besseren Geschmack aus, bei Fleisch und Milchprodukten kann man sich auf artgerechte Tierhaltung verlassen. Bio-Betriebe müssen ohne Futtermittelimporte wirtschaften, der Tierbestand ist der verfügbaren Landwirtschaftsfläche angepasst. Es wird kein Regenwald gerodet und der CO₂-Ausstoß ist gegenüber konventionell wirtschaftenden Betrieben deutlich geringer. Immerhin steckt in einem Kilogramm Kunstdünger ein Liter Erdöl.

Österreich ist mit einem Bioanteil von 20% Spitzenreiter in der Europäischen Union (Eurostat, n. Holzinger 2017a). Doch insgesamt dominiert weiter das „alte“ Landwirtschaftssystem. Biolandbau hat allemal große, unerschlossene Potenziale. Als erster Schritt in eine andere Richtung wird eine Änderung der Agrarförderung verlangt. Noch wird mit 75% der bei weitem größte Anteil der EU-Agrarmittel über Direktzahlungen, gemessen an den Erträgen, ausgeschüttet. Industrialisierte Großbetriebe streichen somit den Großteil der Förderungen ein. Gefördert werden müsste jedoch eine ökologisch und sozial nachhaltige Wirtschaftsweise, kritisiert BIO AUSTRIA (n. Holzinger 2017a).

Fleischkonsum mäßigen:

Das dritte Handlungsfeld betrifft den Fleischkonsum. Der Konsum von Fleisch, Milch und Eiern ist weltweit ungebrochen hoch. Bis zum Jahr 2050 soll die Weltbevölkerung auf mindestens neun Milliarden ansteigen und die Nachfrage nach tierischen Lebensmitteln weiter erhöhen. Dieser Trend ist durch Ernährungsänderungen in bevölkerungsreichen Staaten wie China bereits spürbar. Dominierend im Fleischkonsum sind die reichen Länder: Sie verzehren 80% des Fleisches weltweit.

Wir leben in einer sehr fruchtbaren Region der Erde. Das gemäßigte Klima ermöglicht Weidewirtschaft, Getreideanbau und Gemüsekulturen. Das ist ein Grund dafür, warum

Mitteleuropa zu den traditionellen Fleischkulturen zählt. Doch die gestiegene Kaufkraft spielt im Ernährungsverhalten ebenso eine wesentliche Rolle. „1960 musste ein Industriearbeiter 116 Minuten arbeiten, um ein Kilo Schweinefleisch kaufen zu können. 2001 waren es noch 36 Minuten. Heute sind es nur noch 24 Minuten.“ (ARTE 2017)

Warum macht die Verringerung des Fleischkonsums Sinn? Fleisch ist flächen- und Energieintensiv und hat im Verhältnis zu pflanzlichen Nahrungsmitteln einen um bis zu 10-fachen Öko-Fußabdruck. Milchprodukte liegen irgendwo dazwischen. Ein Kilogramm Rindfleisch verursacht so viele Treibhausgase wie 250 gefahrene Autokilometer.¹³ zudem rät die Ernährungswissenschaft aus Gesundheitsgründen zur Mäßigung des Fleischkonsums. Dieser ist in Österreich seit einigen Jahrzehnten rückläufig – er liegt derzeit bei etwa 65 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Bei Männern ist er immer noch zu hoch und sollte um ein Drittel reduziert werden (Ernährungsbericht 2015). Interessant ist auch eine andere Zahl: Es wäre möglich, ganz Europa autark aus biologischer Landwirtschaft zu ernähren, so das deutsche Umweltbundesamt. Einzige Bedingung: Halbierung unseres Fleischverbrauchs (n. Holzinger 2016).

Resümee

Mit dem steigenden Gesundheitsbewusstsein, bei vielen Menschen besonders aus der jüngeren Generation auch aus ökologischen und tierethischen Gründen, steigt der Anteil der Vegetarier- und Veganer/innen derzeit stark an. Lebensmittelmärkte reagieren darauf, in dem sie eigene „Veggie“-Abteilungen einrichten. Ein nachhaltiger Ernährungsstil erfordert freilich keinen gänzlichen Fleischverzicht – es geht um das „Weniger“ und um einen bewussten Umgang mit Lebensmitteln. Dazu zählt ein bedachter Einkauf, der die Ablaufdaten im Blick bewahren lässt, ebenso wie eine persönliche Beziehung zu dem, was wir zu uns nehmen. Selber-Kochen mit möglichst unverarbeiteten Lebensmitteln, der Einkauf auf Bauernmärkten und im Ab-Hof-Verkauf, das Achten auf Qualität im Supermarkt und die Förderung wirklich guter Restaurants gehören zu einer Esskultur mit Zukunft.

Weltweit geht etwa ein Drittel der für die menschliche Ernährung erzeugten Lebensmittel verloren bzw. wird weggeworfen. Verluste entstehen von der landwirtschaftlichen Erzeugung über die Supermärkte bis hin zu den privaten Haushalten. In der EU landen pro Jahr rund 88 Millionen Tonnen an Lebensmitteln im Müll. Das sind im Schnitt rund 173 Kilogramm pro EU-Bürger/in.¹⁴ Kein Zeichen von Wertschätzung gegenüber dem, was uns die Erde gibt. Wenn „billig“ eingekauft wird, wird häufig zu viel gekauft. Das kommt letztlich teurer, als das zu kaufen, was man wirklich braucht.

Wir geben mittlerweile im Durchschnitt mehr für Mobilität aus als für Ernährung, so eine Konsumerhebung von Statistik Austria (n. Holzinger 2017a). Lebensmittel sind im Verhältnis zur Kaufkraft billiger geworden. Untersuchungen zeigen, dass Bioernährung bei bewusster Planung nicht teurer ist. Prioritäten im Haushaltsbudget zu setzen gehört zur Esskultur. Wenn das neue iPhone 1.200 Euro kostet, regt es niemanden auf – wenn das Kilo Butter zwei Euro kostet, schon. Und wer sich trotz bewusster Planung keine wertvollen Lebensmittel leisten kann, hat das Recht auf mehr Einkommen und nicht die Angewiesenheit auf billige Lebensmittel schlechter Qualität. Naturangepasste Landwirtschaft hat ein großes Zukunftspotenzial und ist den industrialisierten Großbetrieben vorzuziehen. Dass auf kleineren Flächen große Erträge möglich sind ohne Ausbeutung der Böden, zeigt etwa der Ansatz der Permakultur. In dem zukunftsweisenden Film „Tomorrow. Die Welt ist voller Lösungen“ wird die Gemüsefarm Bec Hellouin in der Normandie gezeigt. Auf Reisen nach Kuba, Japan, die USA und Frankreich macht sich ein Ehepaar mit verschiedenen Anzuchtpraktiken vertraut, um eine natürliche Vielfalt an Früchten zu ernten. Ihre Farm setzt heute neue Maßstäbe im organischen Gemüseanbau.¹⁵

Hoffungsraum 4: Bewusster Konsum und Güterwohlstand neu

Neben der fleischzentrierten Ernährung und einer autofixierten Mobilität gilt der Güterreichtum als drittes bestimmendes Merkmal der modernen Konsumgesellschaften. Angeschaffte Dinge können nützlich sein, müssen es aber nicht. Immer öfter belasten sie das Alltagsleben. Übervolle Kleiderschränke erschweren die Auswahl – meist bleiben wir dann bei den Lieblingsklamotten. Freizeitgeräte wollen nicht nur gewartet, sondern auch bedient sein. Vor lauter Spielsachen überquellende Wohnzimmer verderben Kindern die Lust am Spielen. Die Zufriedenheitsforschung spricht von Konsumfallen, etwa dem Drang, sich zu vergleichen, Status über Besitz ausdrücken zu wollen sowie Gewöhnungseffekten, die nach immer mehr verlangen. Gesprochen wird von den „Tretmühlen des Glücks“ (Binswanger 2008). Wir kaufen Dinge, nicht nur, weil sie praktisch sind und wir sie brauchen, sondern weil sie uns angesprochen werden, unseren vermeintlichen Status erhöhen, weil wir dazugehören wollen.

Die Navajo-Indianer sollen in ihrem Leben mit 236 Gegenständen ausgekommen sein (sie hatten nur so viele Begriffe in ihrer Sprache). Wir umgeben uns heute mit einer Warenwelt, die mehr als 10.000 Gegenstände zählt (n. Holzinger 2016).

Ökologisch ist der exponentiell gewachsene Güterkonsum problematisch, weil jedes Produkt einen ökologischen Rucksack mit sich trägt (Holzinger 2017a) und irgendwann auch zu Abfall wird. Technisch möglich wurde diese Warenüberfülle durch die industrielle Produktionsweise sowie den (zu billigen) Zugriff auf die Rohstoffe des Planeten (als Ausdruck unserer „imperialen Lebensweise“). Menschliche Begierden und deren Weckung durch Werbung auf der einen Seite, der Drang nach Wachstum von Profiten von (großen) Unternehmen auf der anderen Seite lassen den Konsummotor brummen. Zeitungsmeldungen wie „Käufer schützen die Konjunktur“ halten den Mythos aufrecht, dass wir konsumieren müssen, um die Wirtschaft am Leben zu halten.

Wie könnte ein bewusster Konsum aussehen?

Reflektiertes Kaufen:

Reflektierter Konsum sowie eine gewisse Konsumresistenz sind das wichtigste Gebot für einen nachhaltigen Lebensstil. Die sechs „R-Regeln“ können eine Orientierung für einen bewussten Umgang mit Dingen bieten:

1. „Rethink“: Brauchst du das wirklich?
2. „Refuse“: Weigere dich, alles immer gleich zu kaufen – manches kann z. B. ausgeliehen werden.
3. „Reduce“: Kaufe Konsumgüter, die wenig Energie und Ressourcen verbrauchen
4. „Re-use“: Benutze Konsumgüter möglichst lange und gib sie weiter, wenn du sie nicht mehr brauchst.
5. „Repair“: Repariere Dinge, solange das möglich ist.
6. „Recycle“: Ermögliche bei Dingen, die nicht mehr verwendbar sind, die Wiederverwendung der enthaltenen Rohstoffe (n. Holzinger 2016).

Selbstverständlich geht es auch um bewusstes Kaufen: Geräte, die länger halten und reparierbar sind (beides ist beim Kauf zu erfragen), Kleider, die ohne Ausbeutung hergestellt wurden und durch das Fairtrade-Siegel erkennbar sind (mittlerweile erhältlich in allen Weltläden sowie im Online-Handel), Möbel aus lokaler handwerklicher Produktion, die ein

Jahrhundert überstehen. Beispiele gibt es genug.

Dafür brauchen wir neue Konsumentenrechte: Die Einführung einer hohen Werbesteuer und die Ausweitung werbefreier Zonen würden Werbung weniger attraktiv machen, dafür mehr persönliche Kundenbindung bringen. Klein- und Mittelbetriebe sind auf die direkte Kommunikation mit Kunden ohnedies viel mehr angewiesen als Großkonzerne, die über bedeutend höhere Werbebudgets verfügen. Längere Garantiefrieten, hohe Rücknahmegebühren und die Unterbindung der gezielten Verkürzung der Lebensdauer von Produkten („Obsoleszenz“) würden der Verschleiß- und Wegwerfwirtschaft entgegenwirken. Mit der Unterstützung kritischer Konsuminitiativen kann auf die meist verdeckte Geschichte unserer Produkte aufmerksam gemacht werden. Die „Arbeitsgemeinschaft Rohstoffe“, der die NGO Südwind, die Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschar, Global 2000, Finance & Trade Watch sowie das Netzwerk Soziale Verantwortung angehören, informiert beispielsweise über die ökologischen und sozialen Probleme der Elektronikindustrie.¹⁶

Wichtig erscheint ein neuer Bezug zu den Dingen. Sich wirklich befreunden mit dem, was wir unser Hab und Gut nennen. Nur Dinge anschaffen, die wir brauchen, die wir schätzen, weil sie für uns von Bedeutung sind, und die wir nicht leichtfertig weggeben. Einrichtungen wie Repair-Cafés, Second-Hand-Läden oder Tausch- und Flohmärkte wirken der Wegwerfmentalität entgegen und lassen uns wieder eine Beziehung zu den Dingen herstellen. Kostnix-Läden, Kaufnix-Tage, konsum- und werbefreie Zonen, der Einsatz für kauffreie Sonn- und Feiertage regen dazu an, ein Leben jenseits des Konsumierens zu genießen. Bewegungen für Downsizeing, Decroissance oder Minimalismus streben ein gutes Leben mit möglichst wenig Besitz an. Einer ihrer Vertreter, Niko Paech, formuliert es so: „Frei ist nicht, wer möglichst viel besitzt, sondern möglichst wenig braucht.“ (Paech 2012)

Erweitertes Verständnis von Wohlstand und Lebensqualität

Früh begann die Kritik an der Konsumgesellschaft. Günter Anders sprach bereits in den 1950er-Jahren von einem „Gefälle zwischen dem, was wir herstellen, und dem, was wir verwenden können“ und von einem „Hunger der Waren nach Konsumiert-Werden“. Erich Fromm warnte in seinem Bestseller „Haben oder Sein“ davor, dass die „maximale Produktion“ zu einem „Angezogenensein von allem Nicht-Lebendigen“ führen würde und sich die Dinge zwischen uns Menschen stellen. Die Kulturwissenschaftlerin Marianne Gronemeyer sprach in ihrer Abhandlung „Das Leben als letzte Gelegenheit“ von „Versäumnisangst des modernen Menschen“, die zu immer mehr Konsum führe, sowie von der „Unfähigkeit zur Präsenz“ im Hunger nach immer neuen Erlebnissen. Die Schriftstellerin Ilma Rakusa meint, dass der „Eventhunger süchtig [macht], nicht satt, weil sich kein echtes Erlebnis einstellt und die Gefühle (meist) auf der Strecke bleiben. Die Konsumforscherin Gabriele Sorgo bestätigt dies: „Konsumwelten versprechen, den Verlust an Gemeinschaftserleben in der ritualarmen Moderne zu ersetzen. Doch Erlebnisse müssen wir uns selber schaffen.“¹⁷

Ich plädiere für ein erweitertes Verständnis von Wohlstand (Holzinger 2012, 2016).

- *Güterwohlstand* würde definiert als Besitz des Ausreichenden und Brauchbaren,
- *Ernährungswohlstand* als Recht auf Lebensmittel hoher Qualität für alle.
- *Tätigkeitswohlstand* wäre das Recht auf eine ausreichend entlohnende und als sinnvoll erlebte Erwerbsarbeit, umfasst aber auch andere Tätigkeiten wie Sorgearbeit, Ehrenamt, Hobbys oder zivilgesellschaftliches Engagement. Nötig hierfür sind neue Arbeitszeitmodelle, Konzepte der Mischarbeit, die Umkehr der Zeit-Geld-Präferenz. Manche schlagen ein Grundeinkommen für alle vor.
- Dies ermöglicht *Zeitwohlstand*, der allen Menschen genügend Zeit für die ein reiches

Leben ausmachenden Dinge lässt und gepaart wird mit Entschleunigung, Beschränkung und Muße.

- *Ortswohlstand* definiere ich als das Recht auf qualitätsvolles Wohnen, ein attraktives Wohnumfeld in Städten, die den Menschen gehören. Ein moderner Heimatbegriff bedeutet in Anlehnung an die Ethnologin Anna Greverus „Kennen-, Gekannt- und Anerkannt-Werden“. Neue Wohnformen, öffentliche Räume und Green Cities werden dazu beitragen und uns eine neue Sesshaftigkeit schätzen lassen.
- All dies ermöglicht *Beziehungswohlstand*: gelingende Partnerschaften, starke Familien, vorhandene Freundschafts- und Nachbarschaftsnetzwerke.
- Mit *Informations- und Demokratiewohlstand* werden schließlich zwei Bereiche angesprochen, die vordergründig nicht mit Lebensqualität verbunden werden, aber viel damit zu tun haben. Gemeint ist das Recht auf Bildung für alle, die eine berufliche und eine persönliche Entwicklung fördert, und das Recht auf Medien, die über die wirklich wichtigen Dinge informieren.
- Demokratiewohlstand würde bedeuten, dass wir Vertrauen haben in die Institutionen, die Parlamente und die Regierungen; und dass wir selbst Möglichkeiten der Mitgestaltung vorfinden – am Wohnort, am Arbeitsplatz, in der Kommune.

Neue Ansätze des Wirtschaftens wie die Gemeinwohlökonomie (Felber 2012), kooperatives und kollaboratives Wirtschaften sowie das Wiederaufleben von Unternehmensformen nach Genossenschafts- oder Stiftungsrecht (Holzinger 2017) können beitragen, dem Konkurrenz- und Expansionsprinzip des Kapitalismus entgegenzuwirken.

Politik der Zuversicht statt Politik der Angst

Wie realistisch ist der hier vorgeschlagene Wandel? Derzeit bestimmt leider eine Politik der Angst die öffentlichen Debatten. Konflikte entzündeten sich weniger an ökologischen Themen oder an der zunehmenden Vermögenskonzentration, sondern vielmehr an den Themen Migration und Flucht. Rechtspopulistische Parteien punkten mit Fremdenfeindlichkeit und haben Rassismus wieder salonfähig gemacht. Gesprochen wird von der Gefahr einer „illiberalen Demokratie“, einer Plutokratie, die Politik im Interesse der Reichen macht, sowie von einem „Pluto-Populismus“, der die Politik für die Reichen verbindet mit der populistischen Hetze gegen wirtschaftlich Schwächere wie Arbeitslose oder Flüchtlinge.

Hier dagegen zu halten ist enorm wichtig. Einer Studie des Wissenschaftszentrums Berlin zufolge war in Deutschland der Rechtsruck dort am Stärksten, wo sich die Mitte-Parteien den Slogans der Rechtsparteien angepasst haben (Holzinger 2017c). wegschauen oder Dialogverweigerung sind keine Lösungen. Der Konflikt kann und muss genutzt werden, um Dämme gegen Inhumanität nicht brechen zu lassen.

In den letzten Wahlkämpfen haben die Themen Flucht und Migration einen überproportionalen Stellenwert eingenommen, wozu die Medien wesentlich beigetragen haben, wie die Analyse von Polit-Talkshows zeigt. Aus politikwissenschaftlicher Sicht handelt es sich dabei um eine Agenda-Verschiebung (Holzinger 2017c). Anstatt über Bedrohungen wie den Klimawandel, instabile Finanzmärkte, die Zunahme öffentlicher Verschuldung bei gleichzeitiger Anhäufung privaten Reichtums oder über die Steuerhinterziehung bzw. „steuerschonende“ Veranlagung großer Konzerne sowie von Privaten, die den öffentlichen Haushalten Steuerausfälle in Milliardenhöhe verursachen, zu sprechen, wird über „Flüchtlingsströme“ und wie wir diese in Zukunft verhindern können diskutiert.

Rassismus und Fremdenfeindlichkeit brauchen ein klares Nein und dulden kein Verständnis. Zu analysieren ist aber, was autoritäre Einstellungen und den Rückfall in völkisches Denken fördert. Aus vielen Internetkommentaren spricht psychische Überforderung. Das Geringe „Glücksniveau“ in unserer Konkurrenz- und Stressgesellschaft mag zusammenhängen mit

dem „Raubbau an der Seele“ (Schmidbauer 2016) und der Vereinzelung. Studien über „Resilienz“ und „Salutogenese“ zeigen, dass Genussfähigkeit, Selbstwirksamkeit, nicht zuletzt Solidarität fördern sowie Kooperation die Zufriedenheit, Widerstandskraft und Konfliktfähigkeit von Menschen erhöhen. Phänomene wie Globalisierung und Digitalisierung erzeugen Ängste und erfordern neue Antworten. Die Politik braucht andere Zukunftsbilder: etwa von einem re-regionalisierten Wirtschaften, gemeinwohlorientierten Unternehmen oder einem neuen Arbeitsbegriff im „Care-Zeitalter“. Anzudenken ist eine „Komplementärökonomie“ mit einem ausgeweiteten Non-Profit-Sektor, wenn die Erwerbsarbeit im profitorientierten Wirtschaftssektor aufgrund von Automatisierung schrumpft. Eine „Kultur der Inklusion“ würde sich nicht mehr alleine am Bruttoinlandsprodukt orientieren, sondern am Grad und der Qualität der Integration aller Mitglieder einer Gesellschaft. Niemand sollte Angst haben müssen, vergessen zu werden und hinauszufallen – das war das Versprechen und die Zukunftsinnovation des Sozialstaates.

Ein nachhaltiges Leben wird insbesondere gefördert durch lokale Zukunftspfade auf zivilgesellschaftlicher und politischer Ebene, die zwar nur lokal wirken, dafür leichter umsetzbar sind. Eine „Kultur der Nähe“ hat nichts mit Abschottung zu tun. Sie plädiert stattdessen für die Aufwertung der Nahbeziehungen, die Reduzierung von Fremdabhängigkeit durch Energie- und Ernährungssouverenität, den Ausbau von Selbstorganisation und Empowerment durch Mitmach-Projekte, aktivierende Stadtteilarbeit und eine rege Zivilgesellschaft. Wir brauchen aber auch globale Zukunftspfade, die freilich schwieriger umzusetzen sind, da es der Einigung globaler Akteure bedarf. Wir brauchen eine Weltsteuerpolitik, eine Weltsozialpolitik und eine Weltumweltpolitik. Der Schutz der Gemeingüter benötigt globale Verträge, Ressourcen- und Emissionskontingente sowie internationale Kooperation (Holzinger 2016).

Resümee:

Nur durch Zusammenwirken von Maßnahmen auf den unterschiedlichen Akteurs- und Politikebenen wird die Transformation gelingen. Doch jede und jeder kann sich daran beteiligen! Eine „Kultur des Genug“ eröffnet dabei Spielräume für mehr Gerechtigkeit, weniger Naturverbrauch und höhere Lebensqualität.

Anmerkungen

Anmerkung 1: Quelle: ORF, 10.7.2017: Platz vier. Österreichern geht es sehr gut, <http://oesterreich.orf.at/stories/2854016/>

Anmerkung 2: dazu siehe „Ein neuer Wohlstand des Genug braucht neue Regeln für alle“, in: Holzinger 2016, S. 188f

Anmerkung 3: Mehr siehe: Öko-Fußabdruck-Rechner des Footprint-Network unter www.footprintnetwork.org sowie das Öko-Fußabdruck-Spiel unter www.jungk-bibliothek.org/jbz-materialien-zum-thema-oekologischer-fussabdruck/

Anmerkung 4: Daten: Statistik Austria, zit. nach Holzinger 2014, S. 4ff

Anmerkung 5: <http://immobilien.diepresse.com/home/oesterreich/5282251/Oesterreich-bei-Wohneigentum-europaeisches-Schlusslicht>

Anmerkung 6: Daten: Statistik Austria, zit. n. Diakonie 2017., S. 16

Anmerkung 7: Auskunft über Projekte in Österreich: www.gemeinsamwohnen.at

Anmerkung 8: Zit. n. Holzinger 2012.

Anmerkung 9: Knierim 2016, Rammler 2017

Anmerkung 10: Mehr siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/carsharing>

Anmerkung 11: Quelle: www.vegan.at

Anmerkung 12: Mehr: www.ama.at

Anmerkung 13: Quelle: www.vegan.at

Anmerkung 14: Quelle:

www.europarl.europa.eu/news/de/headlines/society/20170505STO73528/lebensmittelverschwendung-in-der-eu-infografik

Anmerkung 15: <http://www.tomorrow-derfilm.at/experten-und-aktivisten.html>

Anmerkung 16: Vgl. etwa SÜDWIND-Magazin Februar 2018, S. 21
<https://www.suedwind.at/themen/elektronik/>

Anmerkung 17: Alle Zitate sowie die zitierten Quellen sieh das Kapitel „Der märchenhafte Aufstieg der Dinge“, in: Holzinger 2012, S 25ff

Literatur

Alt, Franz; Spiegel, Peter (2017): Gerechtigkeit, Zukunft für alle. Gütersloh

Alt, Franz; Dalai Lama (2015): Ethik ist wichtiger als Religion. Salzburg

ARD (2017): Verbrennungsmotoren-Verbot: Wirtschaft bangt um Arbeitsplätze. 18.7.2017.
<http://www.tagesschau.de/wirtschaft/verbrennungsmotor-arbeitsplaetze-101.html>

ARTE (2017): Armes Schwein – fette Profite. Ausgestrahlt am 5.9.2017.

Autofreies Wohnen (o. J.): www.autofreie.siedlungen.eu

Binswanger, Matthias (2008): Treitmühlen des Glücks. Freiburg

Brand, Ulrich; Wissen, Markus (2017): Imperiale Lebensweise. München

Diakonie (2017): Schlüsselfrage Wohnen. Wien

Erzdiözese Wien (2017): Münchner Kardinal Marx erwartet Renaissance des Marxismus.
www.erzdioezese-wien.at/site/home/nachrichten/article/62196.html

Felber, Christian (2012): Gemeinwohlökonomie. Wien

Felber, Christian (2017): Ethischer Welthandel. Wien

Grundwald, Armin (2012): Das Ende einer Illusion. Warum ökologisch korrekter Konsum die Welt nicht retten kann. München

Holzinger, Hans (2012): Neuer Wohlstand. Leben und Wirtschaften auf einem begrenzten Planeten. Salzburg

Holzinger, Hans (2013): Wie kommt es zum Wandel? In: Jahrbuch Bildung für nachhaltige Entwicklung. Wien, S. 43-52

Holzinger, Hans (2014): Demografischer Wandel und Wohnen im Alter. Salzburg

Holzinger, Hans (2016): Von nichts zu viel – für alle genug. München

Holzinger, Hans (2017a): Wie wirtschaften? Ein kritisches Glossar. Salzburg

Holzinger, Hans (2017b): Was Aufgabe der Politik ist. In: DIE FURCHE 21.9.2017

Holzinger, Hans (2017c): Flucht und Migration im Kontext des modernen Sozialstaats. In: Zukunft Migration. JBZ-Arbeitspapier 37, Salzburg

KFB (2015): Verantwortung leben: Kirche kauft fair. Wien

Klimabündnis (o. J.): Österreich unterwegs. 2013-2014. www.klimabuendnis.at/modal-split-nach-verkehrsmitteln

Knieriem, Bernhard (2016): Ohne Auto leben. Wien

Knoflacher, Hermann (2013): Zurück zur Mobilität. Wien

Kopatz, Manfred (2016): Öko-Routine. Damit wir tun was wir wissen. München

Kummer, Susanne (2014): Mental Health und Arbeitswelt. www.imabe.org/fileadmin/imago_hominis/pdf/IH020_242-244.pdf

Jahoda-Bauer-Institut (o. J.): Online-Newsletter. www.jbi.or.at

Nair, Chandran (2011): Der große Verbrauch. München

Ökonews (2016): Mobil ohne Auto – Autofahren wird heilbar. 30.9.2016. www.oekonews.at/?mdoc_id=1109845

Paech, Nico (2012): Befreiung vom Überfluss. München

Papst Franziskus (2015): Laudato si'. Die Umweltenzyklika des Papstes/Freiburg

Nicoll, Norbert (2016): Adieu, Wachstum. Marburg

Rammler, Stephan: Volk ohne Wagen. Streitschrift für eine neue Mobilität. Frankfurt

Resch, Christian (2016): Immobilienerbe und Lebensqualität. JBZ-Arbeitspapier 38, Salzburg

Tierhaltungsverordnung (2018): www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20003820

Schmidbauer, Wolfgang (2017): Raubbau an der Seele. München

Schneidewind, Uwe; Zahradt, Angelika (2013): Damit gutes Leben einfacher wird. Perspektiven einer Suffizienzpolitik. München

Science Advanced (2017): Plastikboom wird für Meere und Menschen zum Problem. 21.7.2017. www.dw.com/de/mikropastik-g20-unep-fisch-ernaehrung-kunststoff-meeresschutz-gesundheit-greepeace/a-39794676

SIPRI (2017): Yearbook 2017. <https://sipri.org>

Südwind (o. J.): www.cleanit.at

UNEP (2015): 90 Prozent des Elektroschrotts werden illegal entsorgt. <https://futurezone.at/digital-life/90-prozent-des-elektroschrotts-werden-illegal-entsorgt/130.026.175>

UNEP (2017): Jeder vierte Mensch stirbt durch Umweltverschmutzung. 4.12.2017. www.dw.com/de/luftverschmutzung-t%C3%B6tet-diesel-plastik-meer-pestizid-glyphosat-wasserverschmutzung-kenia/a-41645743

VCÖ (2017a): Transformation von Mobilität und Transport unterstützen. Wien.

VCÖ (2017b): Viele gute Gründe für die Verkehrswende. VCÖ-Magazin 2017/4.

WBGU (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für die große Transformation. www.wbgu.de

Ziegler, Jean (2017): Der schmale Grat Hoffnung. München.

Aus:

Walter Krieger, Anna Findl-Ludescher (Hg.), *Der Hoffnung Räume öffnen*, Wagner Verlag
Linz 2018